

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 7.

Halle a. d. S., Sonntag 17. Februar.

1889.

Inhalt: Bozena. Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch. (Fortf.) — Drei alte Jungfern. Roman von Dettel Stern. (Schluß.) — Land- und Hauswirtschaft: Strohstoffnahrung der Gramineen und Leguminosen. Mohrrüben als Pferdefutter. Der goldblättrige Hahnenfuß. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Aus der „guten“ alten Zeit. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Bozena.

Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch.

(Fortsetzung.)

Während am Nachmittage ein Theil der Arbeiter die gehauenen Stämme auf Wagen lud, ein anderer Theil noch Bäume fällte, sah sich Stefan im Walde um. Er wollte zuerst einen Einblick über das Ganze gewinnen. Der Vater hatte ihm zwar nur den Raum bis zu dem großen Eichengrund angedeutet, was schabete es aber, wenn er nochmals den ganzen Wald über sah? Bei den Arbeitern war nichts mehr zu thun, jedem war seine Arbeit angewiesen und sie wußten, vor dem Dunkelwerden mußte diese beendet sein. So durchstriefe Stefan den Wald, freute sich der starken, riesigen Stämme und bewunderte den Reichthum der in ihnen steckte. Ja, das konnte eine Hilfe werden gegen die lästigen, drückenden Verpflichtungen und — vielleicht auch gegen die — die ihm die drückendste schien . . . an die er nicht ohne innerliche Bedrängniß denken konnte . . .

Müde geworden, setzte er sich auf einen mit Moos überwucherten Stein, der zwischen zwei Eichenbäumen wie eine Art Ruhebank lag und zwischen denen hindurch man wie durch ein Rückfenster über den sanften Abhang sah, den hier der Wald bildete, der mit jungen schlanken Pappeln besetzt, bis zu dem kleinen, klaren Bach führte, wo jenseits der mächtige Eichengrund wieder aufstieg. Da schlugen Stimmen an sein Ohr, eine Frauen- und eine Kinderstimme. Woher mochten diese kommen? Er streckte weiter den Kopf vor und sah über den ganzen Abhang hinunter. Ja, dort, wo der Bach einen kleinen Halbfreis beschrieb, sah auf einer freien Stelle ein kleines Mädchen, die Schürze voller Bergshmeinnicht, und vor ihr stand ein großes, kräftiges Frauenzimmer und besetzte einige davon an dem kleinen Brustlag, auch den dunkeln Kinderkopf schmückte sie damit.

Es war Bozena Matuschel, er erkannte sie, trotzdem er sie seit seinem ersten Begegnen nicht wiedergesehen — nicht wiedergesehen, aber sich oft genug in Gedanken mit ihr beschäftigt . . . Es war die Bozena und doch . . . wieder nicht sie . . . Es

war ihre große, kräftige, ebenmäßige Gestalt, es war derselbe Anzug, den sie damals getragen: der kurze, ungleichte Rock, das gestickte dunkle Mieder, das bunte Tuch über das dunkle, wellige Haar geschlungen, aber das Gesicht, wie sah dies verwandelt aus! Wie war es damals bleich und entstellt von Haß gewesen! wie erstarrt jeder Zug in finstern Trog! welch drohendes Feuer hatte aus den Augen geblitzt! — und nun, welch weicher, friedlicher Ausdruck, wie ruhig und tief blickten die großen, grauen Augen. — Jetzt lächelte sie sogar und die weißen, gradlinigen Zähne kamen zum Vorschein, aber mit anderem Ausdruck als damals. Damals hatte sie der Haß, maßloser Zorn enthüllt und dem Gesicht etwas unsagbar Wildes gegeben, jetzt war es das harmlose Lächeln eines Kindes, das die ernste, kräftige, fast zu strenge Schönheit ihrer Züge sämftigte, wie ausblühende Sonnenstrahlen den herben düstern Charakter einer Landschaft.

„Tantinka, noch ein paar Blumen!“ bettelte das kleine Mädchen.

„Das sollen aber für heute die letzten sein,“ versetzte die tiefe Stimme Bozena's. Und sie bückte sich und brach vom Rand des Ufers noch einige blaue Blüten. „Steh, auf, Mariška, du mußt nach Haus, man wird dich suchen!“

„Und du, Tante Bozena?“

„Ich muß noch nach dem Feld sehen und für die Ziege etwas heimbringen, aber ich muß mich beeilen; denn ich kann nicht lang fortbleiben von meiner Mutter!“

„Aber ein andermal nimmst du mich wieder mit?“ bettelte das Kind mit zärtlicher Stimme.

„Nein, nein, nicht zu oft,“ sagte das Mädchen hastig und wie bedrückt. „Deine Mutter könnt's erfahren . . . Das will ich nicht. Ich bring' dir lieber Blumen aus meinem kleinen Garten und leg sie dir früh morgens auf die Bank vor eurem Fenster, daß du sie findest, wenn du aufstehst. Du darfst aber keinem sagen, von wem sie sind, hörst du,

Mannichfaltiges.

Aus der „guten“ alten Zeit.

Vor mir liegt ein kleines abgenutztes Bändchen. Der Einband ist fast verschwunden, nur der alte Holzdeckel der Rückseite ist erhalten, freilich hier und da wurmfressig und gespalten. Dies deutet auf ein höheres Alter des Buches hin, und wir brauchen nur einen Blick auf die verräucherte erste Seite zu werfen, um unsere Voraussetzung bestätigt zu finden. „Gedruckt in diesem Jahr“ steht unten auf der letzten Zeile des Blattes. Hieraus sehen wir, daß das Büchlein einer harmloseren Zeit entstammt, in der die Menschen weniger für ihre Nachkommen als für sich selbst lebten, eben in dem Glauben, daß ihre Zeit immer dieselbe bliebe und nicht auch einmal von einer anderen abgelöst werden würde.

Der Titel lautet: „Neu vermehrter Barmherziger Samariter Oder Freund-Brüderlicher Rath. Allerhand Krankheiten, auch Gebrechen und Zufälle des menschlichen Leibes, innerlich und äußerlich zu heilen, mit geringen Mitteln und Arzneyen, die eine lange Zeit daher bewährt erunden worden, und nunmehr, aus schuldiger Christenliebe, dem gemeinen verlassenen Mann an das Tageslicht gegeben. Durch Eiam Beynon, Barrer zu Wendensheim, bey Neustadt an der Hart. Gedruckt in diesem Jahr.“

Als Motto stellt Verfasser seinem Opus den Spruch I. Corinth.

Kap. 14, 7 voran und bildet auch den Schreiber jener Worte, den Apostel Paulus im Heiligenschein mit einer mittelalterlichen Lanze bewehrt, ab. Dabei befindet sich ein Holzschnitt, welcher den barmherzigen Samariter in seiner Thätigkeit darstellt. Nach einer Vorrede an den christlichen und unpartheyischen Leser, in welcher als der Zweck des Buches angegeben wird, „ein kleines geringes Werk zu sein, aus welchem der allereinfältigste sich Rath erholen kan,“ beginnt der Verfasser mit der Darstellung seiner „oft bewehrten Arzney-Mittel.“ Von diesen wollen wir zur Ergänzung unserer Leser einige im Auszug hier mittheilen.

So gebraucht der Herr Barrer gegen Bosen und „Blätterlein“ ein „oft bewehrtes köstliches Del,“ das aus drei oder vier lebendig in Baumöl gelotteten — Gartenkröten besteht. Wahrlich sehr köstlich! Ist jemand von „Melancholey“ befallen, so muß er ein „Saupt-Säcklein“ tragen. Dasselbe wird in weißem guten firmen Wein gelotten und so warm, „als zu leiden ist,“ Tag und Nacht in einer auf dem Haupte mit einem Scheermesser geschorenen Blatte getragen und „hernach zu wiederholen.“ Auch „Laxier-Billulen, welche der gemeine Mann machen kan,“ lernt man verfertigen. Schließlich werden noch wunderbare Rezepte für „unterschiedliche Wund-Tränke,“ bewährte Mittel gegen „Wasserfucht, Kolika“ und andere Plagen der Menschheit angeführt. Der Kuriosität halber wollen wir nicht unterlassen, hier folgendes Mittel, „um Haar-Würmer alter Leute und junger Kinder zu vertreiben,“ mitzutheilen. Man braucht nur „alte

Marischka!" Dann nahm sie das Kind bei der Hand, hob die paar zerstreut liegenden Bündchen vom Boden auf, legte sie in die kleine Schürze und entfernte sich mit dem Mädchen, den Bach entlang schreitend, der auf dieser Stelle in kurzer Entfernung aus dem Walde herausführte.

Stefan saß da wie im Traume und sah noch lange auf den einen Punkt, nachdem die beiden Gestalten schon längst seinen Blicken entschwunden waren. . . . Ein Vogel, der mit lautem Flügelsschlage über ihm dahinrauschte, brachte ihn zu sich. Er blickte auf, schräge fielen die Sonnenstrahlen. Wer weiß, wie lange er so geträumt, in Gedanken eingesponnen gewesen sein mochte? Aergertlich sprang er auf und griff nach seinem Hut. Wie durfte das Bild derart auf ihn wirken? auf ihn, den Stefan Semany? Und er schüttelte sich, als wolle er jeden Gedanken abthun.

Als er zu den Arbeitern zurückkehrte, sah er, daß sie Tüchtiges geschafft hatten; sie saßen jetzt bei ihrem Vesperbrot. Er beschloß, auf einen Sprung nachhause zu gehen, vielleicht bedurfte seiner der Vater. Und während er so dahinschritt und aus dem Walde heraus, war er wieder von dem Bilde eingesponnen, ging es innerlich neben ihm her, daß er fast erschraf, als er Bozema plötzlich zwanzig bis dreißig Schritte vor sich hergehen sah, gleich als wäre die Gestalt dort leibhaftig aus seiner Seele herausgemacht. . . . Bozema schritt langsam und schwankend, hielt immer nach ein paar Schritten an, als verurache ihr das Gehen Schmerzen, dabei schlepte sie das Bündel Heu oder Blätter, was es sein mochte, neben sich her, anstatt es, wie gebräuchlich, auf den Schultern zu tragen.

Der junge Mann hatte sie bald erreicht, aber ohne sie zu grüßen oder nur anzusehen, und im Zorne gegen sich ging er an ihr vorüber und betrat den schmalen geländerlosen Steg, der hier über den Bach führte. Er hatte ihn noch nicht zur Hälfte erreicht, so blieb er jedoch stehen und sah zurück. Sie hatte das Bündel vor dem Steg niedergelegt und sich darauf niedergelassen. War es zum Ausruhen oder — weil sie überhaupt nicht weiter konnte? Ihr Gesicht war sehr bleich und ein Ausdruck darauf, als empfinde sie einen großen physischen Schmerz.

Und wieder überkam ihn ein zorniges Gefühl, das trug aber einen anderen Charakter — es war zornige Scham, die in ihm aufstieg. Wäre er an einem hilflosen Thier am Wege derart vorübergegangen? Und es war doch ein Mensch!

Er kehrte um und näherte sich ihr.

"Ihr habt Euch verletzt. Kann ich Euch irgendwie behilflich sein?" Er wußte es selbst nicht, daß er diesmal das achtungsvollere "Ihr" in der Anrede gebrauchte.

Sie sah überrascht zu ihm auf, schüttelte aber nur den Kopf, ohne ihm zu antworten.

"Ich hab' es gesehn", Euer Fuß ist verletzt, das Gehen kommt Euch schwer an."

"Ja," sagte sie jetzt, "ich bin gefallen und da hab' ich mir den Knöchel verrenkt und auch den einen Arm verletzt."

"Und wie wollt Ihr nachhause kommen?"

Karren-Schmiere" je älter, je besser anzuwenden. "Jedoch so man keine alte hat, muß man frische nehmen!" Probatum est! —

Manchmal scheinen zwar selbst unserem gelehrten Pastor seine Mittel etwas zu wunderbar zu sein, denn er schreibt einmal unter NB.: "Obwohl dieses einer Fabel, oder einem Aberglauben, mehr als der Wahrheit gleicht, so ist es doch in der Natur ein wahrhaftiges und gutes Mittel, diesen Gebrechen zu heilen, konnte unzählbar viel, die mir bekandt, deren ich mich auch mit gutem Gewissen gebrauch, und bereit bin, Red und Antwort darum zu geben, wo es die Noth erfordert, alhier diesem geringen Werk embeleiht werden, will es aber (wo es Gott will) meinem Nechsten zum Besten, ins fünftige in einem sonderbahren Büchlein an Tag geben!" Schreiben die Geheimmittelfabrikanten von heute vielleicht ein besseres Deutlich?

Unser guter Farrer hat überhaupt mit diesen Wunderdoktoren große Aehnlichkeit. Auch seine Mittel scheinen sehr viel angegriffen worden zu sein. Denn in einem sehr langen Sermon, den er an ein Nezeht anschließt, das aus zerstoßenem "Spieß-Glass" und Gestirnenormen besteht, beklagt er sich darüber, daß neidische Menschen seinen guten Namen hin und wieder "geschwärzet" haben.

Leider mangelt uns der Raum, um zum Beispiel auf die "neu erfundene und zu unterschiedlichen Krankheiten nützliche Weiße, Tobak zu rauchen" näher einzugehen, welche, wie wir sehen, "sonderlich das Haupt und Gedächtniß stärket und sonst viel

"Das ist meine Sache," verjette sie kurz und abweisend.

"Gebt mir das Bündel und lehnt Euch an meinen Arm," sagte Stefan mit gütiger Stimme.

Jetzt sah sie wieder zu ihm auf, als habe sie ihn nicht recht verstanden, dann trat plötzlich ein finstrierer Zug in ihr Gesicht. "Höht Ihr mich, Stefan Semany? Geht Eurer Wege und versucht Euren Spott an anderen Leuten!"

"Hab' ich auch gespottet, als ich Euch — an jenem Sonntag in Schuß nahm . . ." fragte er.

Das Wort schien sie zu treffen, denn sie sah von ihm weg, dann sagte sie nach einer Weile mit weicherem Ausdruck: "Verzeiht . . . ich hab' Euch noch nicht einmal dafür gedankt." Und wieder schwieg sie, dann kam es in den alten harten Lauten über ihre Lippen und ein bitterer Spott war ihnen beigemischt. "Ihr . . . Ihr habt kein hartes Herz, Stefan Semany. Wenn Ihr einen kranken Hund am Wege liegen sändet, würdet Ihr Euch auch seiner annehmen und so viel, denkt Ihr . . . ist auch . . . ein verworfener Mensch, wie ich es bin . . . werth."

Er erschraf bis ins Herz hinein. Wie sie es auf den Punkt genau getroffen hatte! . . . War dies nicht die Entschuldigung vor sich selber gewesen, daß . . . er doch umkehrte?

Und weil ihn dies ärgerte und er die Bewegung verbergen wollte, die ihn ergriff, sagte er mit rauhem Tone, mit rauherem, als er es vielleicht beabsichtigte:

"Man hat mir gesagt, daß Ihr ein wildes, gefürchtetes Gesöpf seid und daß man sich vor Euch in Acht nehmen soll."

Sie lachte hart und kurz auf.

"Ich hab' Euch ja gesagt, daß Ihr der Bozema Matuschel aus dem Weg' geh'n sollt, wenn Eure Ehr' keinen Schmutzleck davortragen soll." Wieder lachte sie, dann brach es mit leidenschaftlichem Haße von ihren Lippen und jede Muskel des kräftig schönen Antlitzes hebte in maßloser Bitterkeit: "Was war ich auch ohne Vorsten und Krallen? Ein herrenloser Gegenstand ohne Ehre und Würde, den jede Hand bejudein, ein werthloser Lappen, den jeder noch tiefer in den Koth treten darf. So aber schüzen mich diese meine Krallen und — wehe dem, der mir zu nahe kommt."

"Und doch hab' ich auch gesehn", daß Ihr weich und liebevoll sein könnt . . .", verjette er nach einer Weile wie begütigend; ihm thaten seine harten Worte leid. Und als sie ihn mit ihren großen grauen Augen wie überrascht ansah, fügte er hinzu:

"Ich war im Wald, nicht weit von der Stelle, wo Ihr mit dem kleinen Mädchen Euch befandet, und ich hab' gesehn, wie lieb und gut Ihr gegen das Kind war."

"Das Kind," sagte sie. "Die kleine Marischka!" . . .

Ein stiller, weicher Ausdruck ging plötzlich über ihr noch kurz vorher von Leidenschaft festig bewegtes Gesicht. "Das hat mir Gott gesendet, damit mein Herz nicht ganz in Haß untergehen soll . . . das ist für mich die Stimme der Veröhnung aus all dem wüsten Lärm des Hasses und der Verfolgung. Als ich aus jenem schredlichen Ort nach Haus gekommen bin,"

Gutes anspricht." Viele andere Mittel, die der theologische Medicinmann beibringt, konnten wir nicht weiter berühren; dennoch glauben wir den Lesern einen, wenn auch kurzen, so doch ergötzlichen Einblick in die Heilkunde der „guten alten Zeit“ gegeben zu haben. (Eberhard Th.. Halle.)

Literatur und Kunst.

* Ein eigenartiges Unternehmen ist das „Hessenland," Zeitschrift für heffische Geschichte und Literatur, das in Kassel unter Redaktion und Verlag von F. Zwenger erscheint. Die uns vorliegenden ersten Nummern des dritten Jahrganges beweisen durch ihren Inhalt, daß die Redaktion bemüht ist, in literarischer wie historischer Beziehung den Lesern Anziehendes und Werthvolles zu bieten. Nr. 1. z. B. enthält ein den Jahreswechsel behandelndes, schwingvolles Leitgedicht von Karl Pfeifer, dem bekannten Lyriker und Epiker; ferner an poetischen Beiträgen ein Neujahressonett von Gustav Kastrop, dessen Namen nicht minder guten Klang hat, sowie ein feinstimmiges und genußvolles Liedchen von Meister Julius Rodenberg. Außerdem zwei ungedruckte Beiträge aus dem Nachlasse Verstorbenen, nämlich Ernst Koch's, des genialen Dichters von „Prinz Alois-Stramin" und Eugen Höfling's, des Sängers von „O alte Burjchenherrlichkeit." Einen nobellistischen Beitrag spendet Frau Keller-Sordan, die hochbetagte Tochter des heffischen Verfassungs-

fuhr sie mit leiser Stimme fort, „und jeder mit Fingern auf mich wies, die Kinder mir nachliefen und mir Schimpfwörter nachriefen, da war sie es, die aus dem Schwarm auf mich zutrat, meine Hand ergriff und mit Thränen in den Augen sagte: „Tantina, was hast du ihnen denn gethan, daß sie dich nicht in Ruhe lassen?“ Und so ist's immer, immer! Wenn man mit Steinen nach mir wirft, mich mit Roth bejudelt, ist sie immer da, als wollte sie mit ihrer kleinen Kinderhand den Abgrund des Hasses ausfüllen. O, für dies Kind wäre mir nichts so viel, für dies Kind könnt' ich sterben!“ fügte sie mit einem Ausbruch fast leidenschaftlicher Hingebung hinzu.

Bozema schwieg und auch Stefan sprach kein Wort und eine Weile war es so still um sie, daß man den Hauch des Windes zu hören glaubte, der vom Walde herabkam. Ein Heimchen zirpte vor ihnen im Grase und aus der Ferne tönte gedämpft und in regelmäßigen Pausen der Schlag der Holsfäller.

Da erhob sich plötzlich das Mädchen und nahm mit einem jähen Ruck ihr Bündel wieder auf, als habe sie etwas gesagt, was sie nicht hätte äußern sollen. Aber die rasche Bewegung verrieth ihr einen derart heftigen Schmerz, daß sich ihr Gesicht zusammenzog und sie die Zähne zusammenpreßte.

„Gebt mir das Bündel und laßt Euch über den Steg bringen,“ sagte Stefan.

Sie wehrte kurz und hastig ab. „Nein, nein, kümmert Euch nicht um mich und geht Eurer Wege.“

„Ich will es aber nicht,“ versetzte jetzt der junge Mann mit fast gebieterischem Ton und nahm ihr das Bündel aus der Hand.

„Ob Ihr meinen Arm nehmen wollt, ist Eure Sache, das Bündel trage ich hinüber.“

Er lud es auf die Schulter und schritt über den Steg. Sie versuchte es auch, machte aber nur einige Schritte, dann blieb sie rath- und hilflos stehen.

Stefan legte das Bündel nieder und kehrte wieder zu ihr zurück.

„Seid nicht eigensinnig,“ sagte er, „Ihr seht ja, daß es nicht geht. Denkt, ich sei eine Deichsel, ein Stock oder ein anderer Gegenstand, an den Ihr Euch lehnt.“

„Ich will es aber nicht!“ sprach sie fast heftig. „Man soll Euch nicht mit mir sehen! Ihr sollt nicht durch meine Nähe entehrt werden! . . . Einmal seid Ihr schon für mich eingetreten, mehr soll's nicht sein! Geht nur, geht! Ich schlepp' mich schon nachhaus, ich muß so manches . . .“

„Laßt Euch wenigstens über den Steg bringen. Ihr kommt ja in Gefahr, in den Bach zu fallen,“ sagte Stefan eindringlich. „Meine Arbeiter kommen jeden Augenblick aus dem Wald mit Holz, da könnt' Ihr aufsitzen; es geht ja an Eurer Hütte vorbei. Ich hab' gehört, daß Ihr eine kranke Mutter habt, könnt Ihr die so lange allein lassen?“

Das wirkte. Bozema erschraf. Durch den Unfall, der ihr zugestoßen, hatte sich ihre Rückkehr schon über Gebühr hinausgezogen. Die Kranke war allein, war hilflos, sie hätte schon längst zuhause sein müssen!

Wie sich selbst bekämpfend, legte sie ihre Hand auf seinen Arm, aber so leise, daß er es kaum spürte, auch hob sie das gesenkte Haupt nicht und die ganze hohe, kräftige Gestalt hatte in diesem Augenblick etwas tief Gedrücktes, ja Gebeugtes. . . . Er sah das ausdrucksvolle Profil, die schönen kräftigen Linien des Halses, und den herben und wehen Zug um den rothen, festgeschlossenen Mund, und ein tiefes Mitleid überkam ihn plötzlich. Wie war sie das Bild anmuthsstarcker, lebenerfüllter Jugend und Schönheit und — für keinen was nütze, für keinen was werth! — Ein junger, herrlicher Baum in wüster, unbewohnter Gegend, dessen Blüthen keinen erfreuen, dessen Schatten keinen laben sollte. . . .

Und war es nur Mitleid allein, was Stefans Herz plötzlich so weitete, daß es ihm zu eng in der Brust wurde?!

Sie sahen sich beide nicht an, als sie hinüber waren, und der junge Mann sagte: „Setzt Euch hier auf das Bündel! Ich höre schon die Wagen, sie kommen von dieser Seite aus dem Wald, auf dem erden sollt Ihr aufsitzen.“

Nach fünf Minuten hielt schon der erste Wagen. Zwei starke Baumstämme waren durch eiserne Ketten auf ihm befestigt, sonst hatte er weder Sitz noch Leitern.

„Janek,“ sagte Stefan zu dem Knechte, der auf einem der Pferde saß, „du nimmst hier das Mädchen mit und läßt sie in der Nähe ihrer Hütte absetzen. Sie hat sich den Fuß verrent und kann nicht weiter.“

Zuerst riß der Knecht vor Ueberraschung Mund und Augen auf, dann schüttelte er den dicken Kopf mit einer Geberde, wie jemand, der etwas nicht begreifen kann; zum Schluß sagte er:

„Die wollt Ihr mitnehmen, die? . . .“

„Du hast keine Bemerkungen zu machen,“ unterbrach ihn Stefan mit Strenge.

„Ich sag' Euch, Ihr thut besser, die da beiseite liegen zu lassen, Herr Stefan,“ wagte Janek noch einmal, einen Einwand zu machen. „Es kommt kein Segen dabei heraus.“

„Wenn du nicht augenblicklich still bist und thust, was ich sage, so steigst du ab und ich bringe die Last nach Haus,“ sprach der junge Mann, und den Knecht traf ein Blick, daß er augenblicklich verstummte. Er half Bozema auf einen der Stämme hinauf und legte das Bündel neben sie. Unterdeß waren auch die drei anderen Wagen herangefahren und die Knechte sahen mit eben solchem Ersauern auf die merkwürdige Last, die Janek aufgebürdet worden war.

Stefan ging hinter dem letzten Wagen her. Er wollte das Mädchen vor den rohen Angriffen der Knechte durch seine Gegenwart schützen, aber die Sache nicht auf die Spitze treiben, zu auffällig machen; denn jetzt dachte er daran, was ihm sein Vater gesagt: „Hüte dich vor dem, was die Leute nicht mehr begreifen . . .“ und er fand die Befestigung gar zu deutlich in dem Blicken und Mienen seiner Knechte ausgedrückt.

Bozema hatte während der ganzen Fahrt weder eine Bewegung gemacht noch aufgeblickt, ja sie glitt schon eine Strecke vor ihrer Hütte vom Wagen, und an dem niedrigen Strauch-

kämpfers in der Erzählung „Unter dem Madonnenbilde,“ welche beiläufig einige wohlgezielte Hiebe gegen den Naturalismus in Kunst und Literatur führt. Fr. v. Hohenhausen, die Verfasserin von „Berühmte Liebespaare“ schildert anziehend einen Besuch bei Geibel und Jol. Grunau sesselt durch eine interessante Schilderung der Amalie Hagenpflug, der Freundin von Drostes-Hilshoff. In „Kourad von Bemelberg“ liefert E. Stendell die historische Würdigung eines heftigen Landstreichersobersten, eines wahren Schülers des großen Grundberg und J. Schwant giebt kurze Notizen aus dem Kriegesleben heftiger Offiziere. In der Rubrik aus „Heimath und Fremde“ wird noch manches Wissenswerthe, das für den heftigen Leser von Interesse ist, mitgetheilt, während in der „Heftigen Bücherchau“ die neuesten von Hefsen herrührenden literarischen Erzeugnisse kritische Besprechung finden. So bietet das „Hessenland“ ein getreues Spiegelbild der geistigen Bestrebungen der Hefsen und verdient gewiß die Unterstützung aller heftigen Landsleute.

Die „Salon-Ausgabe“ der „Deutschen Romanbibliothek“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), eine kleinere, elegant und zierlich gestaltete Ausgabe des Journals, hat sich zum Ziel gesetzt, die Romane der oben genannten Zeitschrift auch als einzelne, vornehm ausgestattete, leicht lesbare, zierliche Bände besonders herauszugeben, um auf diese Weise eine „Salon-Bibliothek“ zu schaffen, die elegant, hübsch und geschmackvoll ist und dabei wenig Raum einnimmt. Jeder Roman der Sammlung kann,

sobald er komplett geworden, gebunden werden, da die einzelnen Romane für sich paginirt sind. Für Reisen und für kleinere Bücherregale eignet sich diese Bibliothek besonders. Sie ist eine Zierde jeden Salons und enthält nur Schönes und Gedeigenes, dafür bürgen die Namen der Autoren, unter denen wir für den neubegonnenen Jahrgang u. a. Ernst Eckstein, Robert Vyr, Oskar Meding (Gregor Samarow), M. v. Reichenbach u. als Mitarbeiter finden werden. Der erste Halbband (Preis nur 40 Pf.), welchen jede Buchhandlung auf Verlangen zur Einsicht vorlegen kann, ist schon erschienen.

Die Deutsche Genossenschaft (Herausgeber Rechtsanwalt Dr. Herz in Mannheim, J. J. Heines Verlag in Berlin) setzte auch im neuen Jahrgang, dessen Nr. 1—3 bis jetzt vorliegen, den Kampf für ein brauchbares Genossenschaftsgesetz unermüdet fort. Der Neujahrsartikel giebt den Besorgnissen, welche bezüglich dieses Gesetzentwurfes bestehen, Ausdruck, die Vereine anregend, sich deshalb an die Abgeordneten ihrer Wahlkreise zu wenden. Der Herausgeber beipricht u. a. die §§ 9 und 69 des Gesetzentwurfes, ferner die Aenderungen, welche bei Vereinfachung des Einzelantrags nötig werden, lenkt nochmals die Aufmerksamkeit der Kreditgenossenschaften auf das sehr bedenkliche Verbot der Ausdehnung des Geschäftsbetriebes auf Nichtmitglieder (§ 8 Abs. 2) und veröffentlicht eine Petition hiergegen. Derselbe giebt auch eine Darstellung der Arbeiten der Kommission des Reichstages für das Genossenschaftsgesetz bis zum 1. Febr. Rechtsanwalt

wert sich festhaltend, das wie eine Art Zaun auf einer Seite den Fahrweg begrenzte, ging sie mühsam weiter. Als der junge Mann an ihr vorüberkam, dankte sie mit keinem Wort,

aber ein Blick aus den großen Augen traf ihn, der ihn merkwürdig tief berührte. (Fortf. folgt.)

Drei alle Jungfern.

Roman von Detlef Stern.

(Schluß.)

16. Kapitel.

Herr Matthias Schumann hatte sich von seiner Krankheit erholt und ging wieder elegant gekleidet mit einer nagelneuen Ferride im Städtchen umher. Aber in seinen gewohnten Spaziergängen war eine Aenderung eingetreten. Man traf ihn nicht mehr zur bestimmten Stunde auf dem Markte oder in den Wallanlagen, noch auf dem Bahnhofs, sondern man konnte ihn überall begegnen, heute hier, morgen da, und eines Tages geschah es sogar, daß Fräulein Weber ihm in der abgelegenen Fischerstraße begegnete, ohne von ihm bemerkt zu werden. Sie benutzte diesen günstigen Zufall sogleich, um ihm nachzuspionieren und mit Erstaunen bemerkte sie, daß er in dem Häuschen, welches Frau Pastor Harms bewohnte, verschwand.

Was wollte er dort? Unterstützte er die Frau? Ließ er seine Wäsche bei ihr nähen? Seit wann besorgte er dergleichen in eigener Person? Fräulein Charlotte war nicht die Person, solche Fragen unbeantwortet zu lassen. Sie hatte schon längst der guten Frau Pastor einen Besuch zugebracht, warum sollte sie denselben nicht sogleich machen?

Resolut öffnete sie die Haustür und klopfte im Parterrezimmer an. „Herein!“ ertönte es von drinnen und sie folgte dem Rufe. Frau Harms saß an ihrer Maschine und nähte, die älteste Tochter richtete Weißzeug ein, die übrigen waren zur Schule. Vergebens suchten die Blicke Charlottens den Erpötheter — er verstand doch nicht die Kunst, sich unsichtbar zu machen?

Sie unterdrückte ihre Verwunderung und überfiel die arme Frau Pastor mit einem Wortschwall, der die Nähmaschine zum Stillstand brachte. Nachdem sie Fragen über alle Familienglieder angestellt, ohne erst auf die Antwort zu hören, sagte sie: „Sie bewohnen das Häuschen doch allein?“

„Ich that es bis vor kurzem,“ entgegnete Frau Harms. „Das Hinterstückchen, welches ich hätte abgeben können, war nicht möbliert, und dann — konnte ich doch auch nicht jeden bei mir aufnehmen. Seit vorgestern habe ich aber eine Mietherin, die mir Fräulein Waldow verschafft hat. Sie zahlt wenig, aber es ist doch eine Erleichterung für mich, und die Dame ist auch gut bei mir aufgehoben.“

„Doch nicht Fräulein Paulsen?“ rief Charlotte, welcher ein Licht aufging.

„Dieselbe. Die arme Dame ist recht unglücklich — wohlhabend, wie sie war, hat sie ja alles durch ihren Bruder verloren.“

„Nicht alles!“ berichtigte Charlotte. „Die Gläubiger, als sie sahen, daß Fräulein Betty sich ihnen gegenüber nobel benahm, haben sich ihrerseits auch wieder nobel benommen und den größten Theil ihrer Ansprüche fallen lassen. So hat sie 8—10,000 M. gerettet, von denen Zinsen sie in der kleinen Stadt immerhin zu leben vermag.“

„Aber recht beschränkt,“ meinte Frau Harms. „Nun, es werden sich schon Leute finden, die ihr hier und da etwas zuließen lassen.“ Charlotte dachte dabei an Herrn Schumann, wunderte sich aber doch, daß derselbe seine alte Flamme wieder aufgesucht hatte. Sie dehnte ihren Besuch möglichst lange aus, aber auch Herr Schumann schien seine Eile zu haben, und so mußte sie endlich fort, ohne seinen Abzug zu erleben.

Nicht weniger als Charlotte war Betty Paulsen durch den unerwarteten Besuch überrascht worden. Sie war gerade mit einem Briefe an Emma beschäftigt, als derselbe bei ihr anklopfte. Die Feder entfiel ihrer Hand beim Anblick des Besuchers, der seinen Kopf zuerst vorichtig durch die Thür steckte, ehe er den übrigen Menschen nachkommen ließ.

„Ich hoffe, nicht zu stören, mein Fräulein,“ fragte er förmlich.

„Nicht im mindesten,“ antwortete Fräulein Betty, aber sie zitterte vor Erregung.

„Sie sind im Begriff zu schreiben?“

„An meine Nichte; bitte sehen Sie sich.“

Herr Schumann ließ sich breit in den Lehnstuhl nieder, welchen sie ihm hinschob, klemmte den Hut zwischen die Kniee und sagte: „Sie haben gute Nachricht von der Kleinen?“

„Sehr gute. Sie findet sich vortrefflich in ihre Stellung und man scheint durchaus mit ihren Leistungen zufrieden zu sein.“

„Hm, hm,“ machte Herr Matthias. „Sie ist noch sehr jung; ich denke nicht, daß sie so gut Früchte einzumachen versteht wie ihre Tante.“

Fräulein Betty wurde sehr roth und sah wieder sehr jugendlich aus.

„Und wer sagt Ihnen, daß die Tante dies gut versteht?“

„Als ob ich nicht wüßte, von wem die Heidelbeeren kamen! Ich komme heute, um Ihnen für dieselben zu danken. Die Früchte haben mich sehr erquickt, als ich im Fieber lag.“

„Haben sie das? O, wie mich das freut, Herr Schumann!“

„So, so, das freut Sie? Dann würden Sie mir auch wohl sonst noch einen Gefallen thun?“

„Von Herzen gern.“

D' Hachenburg bebricht die Bestimmungen über Erwerb und Verlust der Mitgliedschaft. D' Frick Schneider erörtert die §§ 6, 7 (den Nebenbesond betr.), 64 Abs. 1 (über die Doppelmitgliedschaft bei Kreditgenossenschaften) des Entwurfs und giebt aufgrund der ihm bekannten Statuten von 900—1000 Volksbanken eine Uebersicht, wie sich danach die Kreditgewährung an Nichtmitglieder bei den Volksbanken gestaltet. Verbandsreviseur Alb. Krüger-Oppeln behandelt § 124 des Entwurfs, den Uebergang von der unbeschränkten zur beschränkten Haft betreffend. Kleinere Mittheilungen registriren namentlich interessante Vorkommnisse aus einzelnen Genossenschaften. So bietet die Zeitschrift ein reichhaltiges Material zur richtigen Beurtheilung des Entwurfs zum Genossenschaftsgesetz und zur genaueren Kenntniß des Genossenschaftswesens. Das Vierteljahrsabonnement ist unverändert 1 M. geblieben.

* Der Guts herr und sein Inspektor, von A. G. Voss. Andere landwirthschaftlichen Veler verfehlen wir nicht, auf obige soeben in 3. Auflage erschienene, sehr sachgemäß und doch interessant und mit geundem Humor geschriebene Broschüre mit dem Bemerkten aufmerksam zu machen, daß sich dieselbe in landwirthschaftlichen Kreisen eine fast ungetheilte Anerkennung erworben hat. Die Schrift schildert in anziehender Weise das streng dem Leben entnommene Verhältnis des Guts herrn zu seinem Beamten, und kommt dabei durchaus objektiv zu Schlussfolgerungen, die beiden Theilen als unabweisbar beachtenswert wohl empfohlen

werden dürfen. Das Buch ist nur bei R. Arends in Berlin gegen franko Einzahlung von 1,50 M. in baar oder Briefmarken zu beziehen.

* Bravo! da capo! Neues Humoristikum. Weitere Vortragshüfte von erprobter Wirksamkeit. Gesammelt und herausgegeben von Raimund Fröhlich. Broschüre 2,40 M. Eleg. geb. 3 M. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Der Erfolg, welchen das von dem berühmten Komiker und Heuter-Interpreten Junfermann herausgegebene Sammelwerk „Junfermanns Humoristikum“ in kurzer Zeit errungen, hat die Verlagsabhandlung bestimmt, unter dem charakteristischen Titel „Bravo! da capo! Neues Humoristikum“ eine zweite Sammlung betterer Vortragshüfte von erprobter Wirksamkeit zu veröffentlichen, die als würdige Fortsetzung des Buches von Junfermann bezeichnet werden kann. Das Buch enthält eine treffliche Auswahl effektvoller Vortragshüfte heiteren Genres in Poesie und Prosa, zum Theil feither ungedruckter Originale, die von den Verfassern eigens für „Bravo! da capo!“ zur Verfügung gestellt wurden, theils auch wenig bekannte ältere und neuere Nummern, die ihre zwerchfellerückstärkende Wirkung nirgends verfehlen werden.

Das
Ich wollt
für mich
„Ach,
können
einen G
Herr
zwischen
sagte mi
Sie der
„Keine
ich etwa
„Wirt
Sie kein
fort; da
aus etw
Häushäl
bei mir
Abende
„Und
habe ich
aus.
„So f
„Aber
allein ge
„Ach i
„Nun
„So i
bringen
sich habe
damit er
Dorath
Betty
etwas G
Dami
gehalten
jenes, so
Matthias
Befriedi
Marktpl
keit un
leuchtete.
„Dem
zu seiner
den alten
Der
unter
Wohlth
lassung
an eine
gangen.
Ihre
merziert
nommen
um ihre
dünkte si
zu veran
Defizit
treten w
Klara
Theilnat
still in
dem nie
ihre Fet
fluthete.
Raffest
sprach m
Klara e
atmeter
Zeugniß
In
Einzug
die Gef
Fräulein
emgelad
Humor
Aberich



„Das klingt sehr erfreulich, sehr erfreulich, in der That. Ich wollte, Sie hätten in jüngeren Jahren so gute Beschlüsse für mich gehabt.“

„Ach, sprechen wir nicht davon, lieber Herr Matthias! Können wir Vergangenes nicht vergessen sein lassen? Welch einen Gefallen könnte ich Ihnen erweisen?“

Herr Schumann räusperte sich einige Male, drehte den Hut zwischen den Knien hin und her und sagte endlich: „Man sagte mir, Sie wärichen eine Hausdamenstelle, oder haben Sie den Gedanken aufgegeben?“

„Keineswegs, mein Einkommen ist sehr gering; und wenn ich etwas Passendes fände —“

„Würde Ihnen mein Haus passen, Fräulein Betty? Haben Sie keine Furcht!“ fuhr er auf ihre abwehrende Bewegung fort; das soll kein Antrag sein! Ich habe an zwei Körbchen aus einer Kamille gerade genug. Aber ich werde alt, meine Haushälterin genügt mir nicht; ich möchte eine gebildete Dame bei mir haben, die für alles ein Auge hat und mir die langen Abende gemüthlich macht.“

„Und da dachten Sie an mich? Ach, Herr Schumann, das habe ich wirklich nicht um Sie verdient!“ rief Betty gerührt aus.

„So sagen Sie also ja?“

„Aber ich kann so wenig leisten; ich habe nur immer mir allein gelebt, wenn ich Ihnen nur genüge?“

„Ach was, machen Sie keine Redensarten, ja oder nein?“

„Nun denn — ja!“

„So ist's recht. Sie mögen kommen, wann Sie wollen; bringen Sie mit, was Sie an weiblichem Girlesang hier um sich haben und richten Sie sich Ihr Zimmer in meinem Hause damit ein. Vor allen Dingen aber vergessen Sie nicht den Vorrath von Eingemachtem.“

Betty lachte. „Dem Himmel sei Dank, daß ich wenigstens etwas Gutes für Sie mitzubringen habe.“

Damit war jede Verlegenheit, welche sie noch besangen gehalten, verschwunden, und sie plauderten über dies und jenes, so daß eine Stunde im Umdrehen dahin war. Als Herr Matthias sich empfahl, strahlte sein rothes Gesicht vor innerer Befriedigung, und der Kommerzienrath, welcher ihn über den Marktplatz schreiten sah, wunderte sich über seine Leichtfertigkeit und über den guten Humor, welcher aus seinen Augen leuchtete.

„Dem ist keine Krankheit gut bekommen,“ sagte er später zu seiner Frau, „er war lustig wie ein Vogel und pfliff sogar den alten Dessauer.“

Der Winter verging den Bewohnern unserer guten Stadt unter Vergnügungen mancherlei Art, nur fehlten diesmal die Wohlthätigkeitskonzerte, denn Fräulein Weber war mit Hinterlassung ihrer sämmtlichen Würden und nachdem sie ihr Haus an eine Offiziersfamilie vermietet hatte, auf Reisen gegangen.

Ihre Abwesenheit machte sich bald fühlbar. Die Frau Kommerzienrathin, welche Fräulein Webers sämmtliche Aemter übernommen hatte, war zu stark mit Tina's Aussteuer beschäftigt, um ihre ganze Zeit den Vereinen widmen zu können. Ueberdies dünkte sie sich auch viel zu vornehm, um Vorträge oder Konzerte zu veranstalten. So stand in allen Vereinen ein großes Defizit in Aussicht, für dessen Deckung niemand energisch eintreten wollte.

Klara Waldow, welche ihrer Neigung gemäß die direkte Theilnahme an öffentlichen Wohlthätigkeitsakten vermied, lebte still in ihrem Häuschen weiter, ein innerliches Geistesleben, von dem niemand Kunde hatte, als die weißen Blätter, auf denen ihre Feder den Gedankenreichtum niederschrieb, der sie durchstutete. Reichardt kam nach wie vor zu einem gemüthlichen Kaffeestübchen, hielt mit ihr über dieses und jenes Rath und sprach mit ihr über Emma's regelmäßig bald an ihn, bald an Klara einlaufende Briefe, welche Zufriedenheit und Freudigkeit athmeten und von dem wackern Streben des jungen Mädchens Zeugniß ablegten.

In Herrn Matthias Schumann's Hause ging es seit dem Einzuge Tante Betty's sehr heiter zu. Der Erapotheker pflegte die Geselligkeit, gab kleine, feine Dinners und Soupers, welche Fräulein Paulsen vorzüglich anzuordnen verstand und zu welchen eingeladen zu werden alle Welt sich drängte. Herrn Matthias's Humor wurde dabei ebenso glänzend wie sein Gesicht und er überhäufte seine Hausdame, die ganz überraschende Talente

und Fähigkeiten entwickelte, mit liebenswürdigen Aufmerksamkeiten.

Fräulein Betty erstaunte selbst über ihre Leistungsfähigkeit, freute sich der Anerkennung und bestrebte sich immer mehr, dieselbe zu verdienen. Dabei wurde sie täglich frischer und blühender; ihre durchsichtige Magerkeit machte einer schönen Fülle Platz, die scharfen Linien im Gesichte verschwanden wie durch Zauber — ja sie vergaß ganz, daß sie Nerven hatte, und der Lebenszug um den Mund wich einem freundlichen Lächeln der Befriedigung. Es gab Leute, welche behaupteten, sie habe als zwanzigjährige Schönheit kaum besser ausgesehen, und welche sich zuraunten, daß nun am Ende doch noch aus den beiden ein Paar werde.

Als der Frühling ins Land kam, fand Tina Hegemanns Hochzeit mit Kurt Friedrichs statt. Um kein Aufsehen zu erregen, hatte man auch Doktor Reichardt eingeladen, dieser aber hatte gerade in jenen Tagen eine kleine Reise vor und verabschiedete sich mit einer förmlichen Entschuldigungsviste im kommerzienrätlichen Hause. Als er auch Klara Lebwohl sagte und um Grüße und Bestellungen für ihren Bruder bat, den er in der Residenz aufsuchen werde, fragte sie: „Und für Emma soll ich Ihnen keine mitgeben?“

„Gewiß auch für Emma,“ sagte er etwas verlegen. „Es versteht sich, daß ich mich als Vormund nach meiner Mündel umsehe.“

Klara lächelte. War die Saat, die sie gesät hatte, schon reif? Eine Woche später brachte der Postbote ein ganzes Paket mit Briefen und Zeitungen. Obenauf lag ein Brief mit Emma's Handschrift. Diesen öffnete Klara zuerst.

„Liebe, beste, einzige Tante Klara!“ so begann er. „Ich bin glücklich, so glücklich, wie ich es gar nicht verdient habe, und dies Glück danke ich dir. Reichardt sagt, du habest ihn an mich gewiesen, du habest ihn zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß ich armes, unbedeutendes Ding eine kleine prächtige Frau für ihn abgeben werde, und daraufhin seien ihm die Augen aufgegangen und er sei jetzt ganz deiner Ansicht und wenn ich wolle, dann könnten wir gleich heirathen. Ach, wenn ich auch manchmal träumte, es könne in ferner, ferner Zeit einmal etwas werden — daß es so bald kommen würde, durfte ich ja nie, nie erwarten.“

Klara ließ die Hand mit dem Briefe sinken. Aufs neue zog ein leises Schmerzgefühl durch ihre Seele — jetzt hatte sie sie ganz verloren. Aber sie sagte sich schnell. Sie hatte es so gewollt, weil sie es für recht und naturgemäß erkannt, — sie mußte nun ihr eigenes Glück im Glück dieser beiden ihr so lieben Menschen zu finden suchen.

Sie las den Brief zu Ende. Er enthielt außer wiederholten Versicherungen von dem großen Glück der Schreiberin noch die Bemerkung, daß Emma ihre Stelle nicht sogleich verlassen könne, daß sie aber, sobald eine Vertreterin für sie gefunden sei, in Tante Klara's Arme eilen und mit ihr alles für die Hochzeit besprechen werde, welche Reichardt so schnell wie möglich wünsche. „Ubrigens,“ so schloß der Brief, „wirft du bald mit ihm selbst reden können, denn er behauptet, keinen Tag länger bleiben zu können, und folgt vielleicht meinem Briefe auf dem Fuße.“

Es dauerte eine Weile, ehe Klara nach dem Lesen dieses Briefes so weit ruhig geworden war, um zu der Deffnung der übrigen Briefschaften zu schreiten. Sie ließ dieselben mechanisch durch die Finger gleiten und fand ein größeres Couvert mit dem Poststempel „Leipzig“ und der Adresse einer bekannten Zeitschrift.

Das Blut stieg ihr in das Gesicht und hastig riß sie es auf.

Der Redacteur des Blattes zeigte ihr an, daß die von ihr eingesandte Novelle Beifall gefunden und gedruckt werden würde.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Hausthür, eilige Schritte kamen die Treppe hinauf — Reichardt stand vor ihr.

„Sie haben Emma's Brief erhalten?“

„Klara nickte und reichte ihm die Hände entgegen.“

„Und sind Sie zufrieden mit mir?“

Sie war zu bewegt, um sogleich antworten zu können. Endlich sagte sie leise: „Ganz zufrieden, wenn Sie daneben mein Freund bleiben.“

„Für alle Zeiten!“ rief er und küßte ihre Hände.

Dann reichte sie ihm den Brief aus Leipzig und sagte im Tone glücklicher Gewißheit: „Auch habe ich meines Strebens

Ziel gefunden — jetzt weiter auf der Bahn, die sich mir aufthut! — — —

In der kleinen Stadt erregte die bald kund werdende Verlobung Reichhardt's mit Emma Paulsen unerhörtes Aufsehen, umso mehr, als niemand am entferntesten an eine solche Möglichkeit gedacht hatte. Am niedergeschlagensten war die Frau Bürgermeisterin, die ihre letzte Hoffnung für die Versorgung ihrer Töchter begrub. Herr Mathias nahm die Nachricht mit bester Laune auf; er hatte es längst eingesehen, daß eine Aeltere besser für ihn passe.

Fräulein Weber fand durch dieses Ereigniß eine Gelegenheit, auf kurze Zeit nach P. zurückzukehren, denn Klara hatte ihr geschrieben, daß Reichardt nicht abgeneigt sei, ihr gut gelegenes Haus zu kaufen. Sie trat in der auffallendsten Verkleidung auf, und hätte schon durch ihre äußere Erscheinung allein alle Zungen in Bewegung gesetzt. Daß sie aber auch noch in Begleitung eines jugendlichen männlichen Schütlings erschien, in welchem sie ein großes Malertalent entdeckt zu haben glaube, und den sie nach der Residenz zu einem großen Maler in die Schule bringen wollte, um zugleich für ihn Stipendien und

Freitische zu erbetteln, das brachte die Kleinstädter vollends aus dem Häuschen. Fräulein Charlotte indeß sah auf alle die kleinen Seelen mit souveräner Verachtung herab. Sie machte den Kaufkontrakt mit dem Doktor fertig, kündigte ihrem Miether und fuhr dann mit ihrem Schütlings davon, in dem erhebenden Gefühl, wieder ein Objekt gefunden zu haben, mit welchem sie als Schutzengel operiren konnte. Sie wird fortfahren, ihren Lebensberuf in dieser Richtung zu suchen, wohl Gutes stiften und doch nicht die rechte Anerkennung finden, weil ihr die echte Selbstlosigkeit fehlt. Und mit der Anerkennung wird ihr auch die Befriedigung fehlen.

Glücklicher in diesem Sinne fiel das Loos der beiden andern alten Jungfern unserer Erzählung.

Klara Waldow strebt erfolgreich weiter auf ihrer schriftstellerischen Laufbahn, und findet darin und in dem sich reich entfaltenden Glück Reichhardt's und Emma's volles Genüge.

Fräulein Betty aber hat schließlich noch einen Mann gefunden und ist damit, wie Doktor Reichardt sagt, von allen Uebeln kurirt.

Land- und Hauswirthschaft.

Stickstoffnahrung der Gramineen und Leguminosen.

Untersuchungen über die Stickstoffnahrung der Gramineen und Leguminosen von Prof. S. Hellriegel, Direktor, und W. S. Wilfarth, Assistent der Landes-Veruchsstation in Bernburg. Beilageheft zu der Zeitschrift des Vereins für die Rübenzucker-Industrie des Deutschen Reiches. November 1888.)

Unter diesem Titel sind am angegebenen Orte die seit einer Reihe von Jahren in sachwissenschaftlichen wie in praktisch landwirthschaftlichen Kreisen mit großem Interesse begleiteten Untersuchungen Hellriegels und seiner Assistenten (Wilfarth, Roemer, Günther, Moeller und Wimmer) über eine pflanzenphysiologische Frage niedergelegt, welche neben einem hervorragenden rein wissenschaftlichen Interesse eine nicht minder große praktische Bedeutung für den Landbau besitzt. Die landwirthschaftliche Praxis sowohl wie pflanzenphysiologische Versuche hatten schon längst die Thatsache festgestellt, daß zwischen den Cerealien (Getreidearten) und den Leguminosen (Hülsenfrüchten) in Bezug auf deren Ernährung mit Stickstoff eine grundsätzliche Verschiedenheit existirt.

So zeigte Hellriegel schon in den 60er Jahren durch Versuche an der landwirthschaftlichen Versuchstation in Dahme, daß sich bei Gramineen (Palmfrüchten) eine Abhängigkeit des Wachstums von der im Boden vorhandenen Menge assimilirbaren Stickstoffs stets nachweisen läßt, derart daß innerhalb gewisser Grenzen mit der Vermehrung oder Verminderung des Stickstoffs im Boden die darauf erzielte Ernte steigt und sinkt und daß auf einem stickstofflosen Nährboden von einer Entwicklung der betreffenden Pflanzen über das Keimleben hinaus überhaupt keine Rede mehr ist.

So bei den Gramineen.

Im Gegensatz zu diesen ließ sich bei den Leguminosen eine Beziehung zwischen dem Stickstoffgehalte des Nährbodens und der Ernte nicht erkennen, ja es gelang sogar auf stickstofflosem Nährboden z. B. Klee und Erbsen zu einer völlig normalen Entwicklung bis zu Blüthe und Frucht zu bringen. Freilich sah man auch unter scheinbar den gleichen äußeren Umständen die gleichen Pflanzen „verhungern.“ Das Verhalten der Leguminosen in der in Rede stehenden Ernährungsfrage war also ein unerklärliches, weil regelloses.

Der Kernpunkt in der Verschiedenheit zwischen der Ernährung der Gramineen und derjenigen der Leguminosen liegt, mit anderen Worten, darin, daß die Gramineenernte stets weniger Stickstoff enthält als der Vorrath des Bodens an diesem Nährstoffe betrug, während die Leguminosenernte häufig ein erhebliches Plus an Stickstoff gegenüber dem Bodenvorrathe zeigt.

Als Hellriegel 1883 die Leitung der neu errichteten Landes-Veruchsstation in Bernburg erhielt, hat er mit erweiterten und verbesserten Hülfsmitteln diese Versuche wiederholt und dieselben Resultate gewonnen, so daß kein Zweifel mehr blieb, daß die Leguminosen im Gegensatz zu den Gramineen

auch ohne nennenswerthe Mengen Stickstoff im Boden wachsen und bedeutende Mengen dieses oben genannten Nährstoffes aufnehmen können. Hieraus ließ sich kein anderer Schluß ziehen, als daß den Leguminosen, außer dem ihnen im Boden verfügbaren Stickstoff noch eine andere Stickstoffquelle zu Gebote steht, die andern Pflanzen verschlossen ist.

Seit 1885 wandte sich dann Hellriegel der weiteren Frage zu, welches diese nur den Leguminosen sich erschließende Stickstoffquelle sei? denn die damaligen Erklärungsversuche (4 Hypothesen, auf die wir hier nicht näher eingehen können) erwiesen sich als unzureichend oder unzutreffend. Zwar wußte man schon seit dem Boussingault'schen Fundamentalversuche, daß der in der atmosphärischen Luft zu etwa $\frac{1}{5}$ enthaltene freie Stickstoff von den Pflanzen nicht assimilirt wird. Inzwischen aber waren von verschiedenen Forschern Beobachtungen gemacht worden, dahin gehend, daß einerseits die im Boden vorkommenden Mikroorganismen imstande sind, den freien Stickstoff der Luft in eiweißartige Substanzen umzuwandeln und daß gewisse Pilze die Möglichkeit besitzen, mit höher organisirten Pflanzen in ein, auf gegenseitiger Förderung beruhendes, sog. symbiotisches Verhältnis zu treten.

Hierin lag ein Hinweis darauf, daß der atmosphärische Stickstoff indirekt — durch Vermittelung von Mikroorganismen — dem Pflanzenleben und im vorliegenden Falle also gerade den Leguminosen nutzbar sei. Und dazu kam noch, daß, nach Feststellung von Botanikern, wiederum gerade die Leguminosen in ihren Wurzelknöllchen eigenthümliche Organe besitzen, welche mit Bakterien bezw. Pilzhyphen angefüllt sind, nach einer anderen Ansicht freilich nur organisirte Eiweißkörper — Bakteroiden — sein sollen.

Solche Beobachtungen und Erwägungen, verbunden mit der bei den bernburger Versuchen gemachten Erfahrung, daß die Ursache, welche die Aufnahme des Stickstoffes seitens der Leguminosen vermittelte, eine außerhalb der Versuchsbedingungen liegende, zufällige sei, veranlaßten Hellriegel und seine Mitarbeiter zu weiteren Experimenten, die zunächst Aufschluß darüber geben sollten, ob zwischen der Stickstoff-Aufnahme der Leguminosen und der Gegenwart lebensfähiger Mikroorganismen ein ursächlicher Zusammenhang bestände?

Dieser Nachweis ist nun durch eine große Reihe ebenso sinnreicher, wie mit peinlichster Sauberkeit ausgeführter Versuche mit sterilisirten und dann wieder theilweise mit wässrigen Bodenaustrüngen infizirten Sandkulturen erbracht worden.

Es zeigte sich nämlich folgendes:

In einem sterilisirten und während der Versuchszeit sterilisirt erhaltenen reinen Sande, welcher mit einer ebenfalls sterilisirten stickstofffreien Pflanzennährsalzlösung vermischt ist, verhalten sich Gramineen und Leguminosen gleich: sie vermögen auf einem solchen Nährboden nicht zu wachsen; wird stickstoffhaltige Nährlösung zugelegt, so wachsen beide Pflanzenarten gleichmäßig. Wurden aber die sterilisirten Kulturen mit kleinen Mengen wässriger Auszüge von verschiedenen Bodenarten infizirt, so erlangten dadurch die Leguminosen — nicht aber

die Gramineen — die Fähigkeit auch ohne stickstoffhaltige Nährlösung sich normal, selbst üppig zu entwickeln. Von besonderem Interesse war dabei noch die wiederholt beobachtete Thatsache, daß bei den einzelnen Leguminosen die Auszüge verschiedener Bodenarten verschieden wirkten, berart, daß sich z. B. für Lupinen gerade ein Auszug aus sandigem Lupinenboden am wirksamsten zeigte, während ein Auszug aus Rübendoden so gut wie wirkungslos war.

Als ein weiterer Beweis dafür, daß bei der Ernährung der Leguminosen Mikroorganismen mitwirken, soll hier nur noch der Umstand erwähnt werden, daß sterilisierte Leguminosenkulturen auch dadurch zur Entwicklung gebracht werden, wenn der zufällige Zutritt von Pilzsporen aus der Luft nicht sorgfältig verhindert wird, und daß wirksame Bodenauszüge durch Sterilisieren (Kochen) unwirksam werden. Kurz und gut die bernburger Versuche führen zu dem Schlusse, daß die Leguminosen ihren Stickstoffbedarf zu einem mehr oder weniger großen Theile, unter Umständen sogar ganz, aus der Luft entnehmen können, aber nur unter Mitwirkung gewisser Mikroorganismen.

Schließlich ist es Hellriegel und seinen Mitarbeitern auch noch gelungen, Anhaltspunkte dafür zu finden, daß die schon erwähnten Wurzelknöllchen der Leguminosen bei Aufnahme und Verwertung des atmosphärischen Stickstoffes seitens dieser Pflanzen eine wesentliche Rolle spielen.

Vorstehende Anbeutungen dürften genügen, um zu zeigen, von wie großem Interesse, wissenschaftlich und praktisch, die in Rede stehenden bernburger Versuche sind, deren Endergebnisse hier noch in kurzer Zusammenfassung mitgeteilt werden sollen:

1. Die Leguminosen verhalten sich bezüglich der Aufnahme ihrer Stickstoffnahrung von den Gramineen prinzipiell verschieden.
2. Die Gramineen sind mit ihrem Stickstoffbedarfe einzig und allein auf die im Boden vorhandenen assimilierbaren Stickstoffverbindungen angewiesen und ihre Entwicklung steht immer zu dem disponiblen Stickstoffvorrathe des Bodens in direktem Verhältnisse.
3. Den Leguminosen steht außer dem Bodenstickstoff noch eine zweite Quelle zur Verfügung, aus welcher sie ihren Stickstoffbedarf in ausgiebiger Weise zu decken, bezw. so weit ihnen die erste Quelle nicht genügt, zu ergänzen vermögen.
4. Diese zweite Quelle bietet der freie, elementare Stickstoff der Atmosphäre.
5. Die Leguminosen haben nicht an sich die Fähigkeit, den freien Stickstoff der Luft zu assimilieren, sondern es ist hierzu die Beteiligung von lebensfähigen Mikroorganismen im Boden unbedingt erforderlich.
6. Um den Leguminosen den freien Stickstoff für Ernährungszwecke dienstbar zu machen, genügt nicht die bloße Gegenwart beliebiger niederer Organismen im Boden, sondern es ist nöthig, daß gewisse Arten der letzteren mit den ersteren in ein symbiotisches Verhältniß treten.
7. Die Wurzelknöllchen der Leguminosen sind nicht als bloße Reservespeicher für Eiweißstoffe zu betrachten, sondern stehen mit der Assimilation des freien Stickstoffes in einem ursächlichen Zusammenhange."

Mohrrüben als Pferdefutter.

Im Winter, wo die Arbeitsleistungen der Pferde in den kleineren landwirtschaftlichen Betrieben auf ein ziemlich geringes Maß beschränkt sind, glauben nun auch viele Pferdebesitzer das Futter dementsprechend, wenn auch nicht gerade vermindert, so doch nicht in der Qualität, wie im Sommer bei anstrengender Thätigkeit verabreichen zu können. Es ist ja nun auch sehr richtig, daß ein Pferd bei größerer Ruhe nicht dasjenige Kraftfutter gebraucht, wie bei voller Leistungsfähigkeit, doch darf man dabei nicht einen gar zu ausgedehnten Gebrauch von solchen Futtermitteln machen, die ja an und für sich sehr gut, aber als einzige Nahrung doch zu verwerfen sind. Es ist dies auch im Hinblick auf eine ausschließliche Fütterung mit Möhren der Fall, wie sie im Winter und auch wohl bei einem Ueberfluß an denselben gar häufig verabreicht wird. Es läßt sich ja nun zwar nicht leugnen, daß die Möhren mit allen anderen Rübenarten das gemeinsam haben, daß sie in ihren stickstofffreien Extraktstoffen vornehmlich Zucker, das ungemein leicht lösliche und am leichtesten verdauliche Kohlenhydrat, und daneben in reichlicher Menge Pektin enthalten; außer-

dem tritt aber in den Möhren auch noch Stärkemehl auf. Ihre diätische Wirkung bei Verdauungsstörung ist bekannt; nebenbei wirken sie aber auch als mildes Antiparasiticum, indem sie Nematoden, besonders Spulwürmer, aus dem Darmkanal vertreiben helfen. An Pferden werden sie bei leichteren, chronischen Katarrhen der oberen Respirationorgane zur Bänderung des Reizzustandes der Schleimhäute mit Erfolg gefüttert. Das zu gebende Quantum kann bis zu 2 kg pro Tag gesteigert werden, eine größere Menge ist jedoch nicht rathsam, und zeigt eintretendes Laziren deutlich an, daß man die gebührende Grenze überschritten hat. Mäßige Möhrengabe übt auf die Arbeitsleistung feiner nachtheiligen Einfluß aus; ausschließliche Möhrenfütterung aber würde den Nährzustand wohl erhalten, eine genügende Arbeitsleistung jedoch in keiner Weise erwarten lassen. Man darf infolgedessen bei Pferden, auf deren volle Leistungsfähigkeit man rechnen muß, die Haferrationen nicht allzu stark zugunsten einer beabsichtigten Möhrenfütterung beschränken. Eriaz des dritten Theiles des sonst zu fütternden Haferrationens durch Möhren dürfte in diesem Falle wohl das Maximum sein, und werden die Pferde bei diesen Rationen in gutem Zustande erhalten bleiben.

Der goldblättrige Haselstrauch.

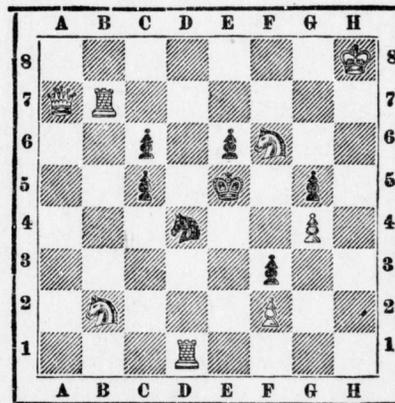
Als schönste Bierge der Gärten ist der goldblättrige Haselstrauch (*Corylus Avellana aurera*) zu empfehlen, derselbe gehört insofern seiner eigenartigen Färbung der Blätter zu den schönsten dunkelblättrigen Gehölzen. Es giebt kaum einen zweiten Bierge, welcher eine so eigenthümlich prächtige Färbung der Blätter aufweist, dieselben von weitem gelb ercheinend, zeigen ganz nahe betrachtet einen wunderbaren goldbronen Glanz, der durch eine zarte, lichtgraue Schattirung und Abtönung an den Blattrippen und vertieften, bezw. von der Sonne wenig getroffenen Stellen hervorgerufen wird. Der Strauch wächst zwar langsam, ist aber gänzlich winterhart, zeigt auch vom Frühjahr bis Herbst die gleiche Färbung der Blätter. Die Rinde der Aeste und Zweige ist orangegeß bis gelbbraun, welche Färbung besonders im Winter auffällt. Die Haselnüsse, welche der Strauch vom vierten bis fünften Jahre ab trägt, sind klein, aber wohlschmeckend. Ein passendes Gegenstück zum goldblättrigen Haselstrauch ist der dunkelrothblättrige (*Corylus avellana atropurpurea*) mit tief dunkelrother Belaubung. Diese beiden Biergesträucher findet man in unseren Gärten leider noch sehr wenig und wäre es daher sehr wünschenswerth, daß diese Beilen dazu beitragen möchten, diesen beiden Sträuchern eine weit größere Verbreitung zu verschaffen, als dies bisher der Fall ist, und thut man dann am besten, aus einer guten Baumschule die Sträucher zu beziehen, da man durch eine Kultur aus Stecklingen zu langsam zu dieser Bierge gelangen würde.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 339.

Von W. Meiser in Berlin.



(8+7.)

Weiß steht an und setzt im 2. Zuge matt.

lenbs
f alle
Sie
abigte
von,
en zu
Sie
g zu
An-
seht.
igung
ndern
hrift-
reich
enige
in ge-
allen
Boden
Nähr-
nderer
im
quelle
itteren
eßende
rücke
(nen.)
wusste
e, daß
freie
ischen
macht
vor-
Stick-
n und
orga-
g be-
irische
Nitro-
Falle
noch,
de die
organe
sind,
weiß-
it der
ß die
s der
uchts-
regel
mächt
stoff-
übiger
de?
ebenso
Ver-
rigen
illfirt
sitzen
alten
einem
altige
leich-
einen
arten
aber

Partie Nr. 233.

Beratungspartie, gespielt in der Berliner Schachgesellschaft am 21. August 1893.

(„Deutsches Wochenblatt.“ Anmerkungen von H. Senfert.)

Räthsel-Springerpiel.

G. Meyer.	Behrend.	16. Td1-e1
Dr. Simonson.	Bangelüjke.	Nicht läßt! Auf f7-f5 folgt nun
Spitzgerber.	Meyer.	17. Se3-d5: Dd7-d5: 18. Le2-e4!
	Senfert.	16. Lh5-f3:
1. e2-e4	e7-e5	17. Le2-f3: f7-f5
2. Sg1-f3	Sg8-f6	18. Lf3-e4: d5-e4:
3. Sf3-e5:	d7-d8	19. d4-d5
4. Se5-f3	Sf6-e4:	20. Dd1-b3
5. d2-d4	d6-d5	21. Le3-d4
6. Lf1-d3	Sb8-c6	22. Te1-d1
7. O-O	Lf8-e7	23. Ld4-f6: Tf3-f6:
8. e2-e4	Se1-f6	

b. Naentich läßt hier Le3-g4 geschehen. Den Zug im Text empfiehlt Rosenthal, weil derselbe die Vereinigung des weißen Damenbauern ermöglicht.

9. Sbl-c3
9. Le1-e3 ist vorzuziehen; Weiß kann dann auf Le3-g4 den Sf3 durch Sbl-d2 decken und die Dame nach e2 oder b3 entwickeln.

9. Le3-g4
10. Le1-e3 O-O

11. a2-a3 Dd8-d7
Droht 12. d5-e4: 13. Ld3-c4: Lg4-f3: 14. g2-f3: Dd7-h3,

was, wenn es sofort geschähe, weniger gut wäre, da dem Nachziehenden ein wichtiger Zug fehlt: 11. d5-e4:

12. Ld3-c4: Lg4-f3: 13. g2-f3: Dd8-d7 14. Kgl-h1 Dd7-h3 15. Se5-e4 Sf6-h5 16. Tf1-g1 Kg8-h8 17. Th1-h4 und Weiß schlägt den Angriff mit Vortheil zurück.

12. e4-e5 Td8-d5
13. b2-b4 a7-a6
14. h2-h3 Lg4-h5
15. Ld3-e2 Sf6-e4

Weiß droht mit g2-g4 im nächsten Zuge zum scharfen Angriff gegen die Rochade vorzugehen.

24. Tf6-g6
25. f3-e4: f5-e4:
26. Se3-e4:

27. Td1-d2 Dh5-e3+
28. Td2-f2 h7-h6!
29. Tf1-d1 Tg3-g2+
30. Kgl-g2: Sd3-f4+

Weiß gibt die Partie auf.

Der Plan des Anziehenden, den schwarzen e-Bauern zu vereinigen und ihn wohl gar zu gewinnen, scheint nie zu seinen Günsten auszufallen, da die schlechte Stellung der weißen Figuren, besonders der Dame, elegante Angriffe auf seinen König ermöglicht.

24. Tf6-g6
25. f3-e4: f5-e4:
26. Se3-e4:

27. Td1-d2 Dh5-e3+
28. Td2-f2 h7-h6!
29. Tf1-d1 Tg3-g2+
30. Kgl-g2: Sd3-f4+

31. Kgl-h1 h7-h6!
32. Kg1-h2 Dd7-e7!! 28. Kh2-e3: De7-e5+ 29. Kg3-h4 g7-g5+ 30. Kh4-g4! h7-h5+ 31. Kgl-h5: Kh8-g7! und Weiß kann das Matt nicht mehr decken. Es ändert nichts an der Sache, wenn Weiß vor Kh2-g3: erst Se3-e4: spielt; Schwarz zieht Dd7-e4: und droht auf g2 Matt. Lauft Weiß auf e4 nicht sofort, so droht Sd3-f4 sehr hart.

29. Dd7-h3:
27. Td1-d2 Dh5-e3+
28. Td2-f2 h7-h6!
29. Tf1-d1 Tg3-g2+
30. Kgl-g2: Sd3-f4+

31. Kgl-h1 h7-h6!
32. Kg1-h2 Dd7-e7!! 28. Kh2-e3: De7-e5+ 29. Kg3-h4 g7-g5+ 30. Kh4-g4! h7-h5+ 31. Kgl-h5: Kh8-g7! und Weiß kann das Matt nicht mehr decken. Es ändert nichts an der Sache, wenn Weiß vor Kh2-g3: erst Se3-e4: spielt; Schwarz zieht Dd7-e4: und droht auf g2 Matt. Lauft Weiß auf e4 nicht sofort, so droht Sd3-f4 sehr hart.

29. Dd7-h3:
27. Td1-d2 Dh5-e3+
28. Td2-f2 h7-h6!
29. Tf1-d1 Tg3-g2+
30. Kgl-g2: Sd3-f4+

31. Kgl-h1 h7-h6!
32. Kg1-h2 Dd7-e7!! 28. Kh2-e3: De7-e5+ 29. Kg3-h4 g7-g5+ 30. Kh4-g4! h7-h5+ 31. Kgl-h5: Kh8-g7! und Weiß kann das Matt nicht mehr decken. Es ändert nichts an der Sache, wenn Weiß vor Kh2-g3: erst Se3-e4: spielt; Schwarz zieht Dd7-e4: und droht auf g2 Matt. Lauft Weiß auf e4 nicht sofort, so droht Sd3-f4 sehr hart.

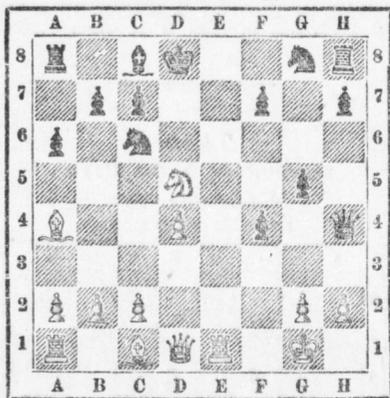
29. Dd7-h3:
27. Td1-d2 Dh5-e3+
28. Td2-f2 h7-h6!
29. Tf1-d1 Tg3-g2+
30. Kgl-g2: Sd3-f4+

31. Kgl-h1 h7-h6!
32. Kg1-h2 Dd7-e7!! 28. Kh2-e3: De7-e5+ 29. Kg3-h4 g7-g5+ 30. Kh4-g4! h7-h5+ 31. Kgl-h5: Kh8-g7! und Weiß kann das Matt nicht mehr decken. Es ändert nichts an der Sache, wenn Weiß vor Kh2-g3: erst Se3-e4: spielt; Schwarz zieht Dd7-e4: und droht auf g2 Matt. Lauft Weiß auf e4 nicht sofort, so droht Sd3-f4 sehr hart.

29. Dd7-h3:
27. Td1-d2 Dh5-e3+
28. Td2-f2 h7-h6!
29. Tf1-d1 Tg3-g2+
30. Kgl-g2: Sd3-f4+

Endspiel Nr. 42.

Schluß einer zwischen C. Sander (Weiß) und W. Raumann (Schwarz) kürzlich in Bochum gehaltenen Partie. (Magdeburger Zeitung.)



(14+14.)

Die Partie nahm folgenden Verlauf:

- | | | | |
|------------|--------|------------|--------------------------------|
| 1. Sd5-f4: | g5-h4: | 4. d5-e6+ | Lg4-d1: |
| 2. d4-d5 | Lc8-g4 | 5. Le1-g5+ | und Schwarz gab das Spiel auf. |
| 3. g2-g3 | f4-g3? | | |

Kleine Mittheilungen.

Wettkampf Steinitz-Nischgorin. Nach den neuesten Nachrichten aus Havana ist der junge russische Meister um eine Partie im Vortheil: er hat bereits 4 Siege zu verzeichnen, während Steinitz erst 3 Partien gewonnen hat. Daß noch keine Partie mit Remis geendet hat, ist ein Zeichen für die Lebhaftigkeit, mit welcher der Kampf geführt wird. Bestänzlich sollen im Ganzen 20 Partien zwischen den beiden Gegnern abwechselnd werden.

Am **Zwanzigsten** der Berliner Schachgesellschaft wurden am Dienstag den 12. Februar von den noch rückständigen 4 Partien 3 erledigt, und zwar gewann Caro gegen Heyde, während Senfert gegen Sülzen und demnach auch gegen Heyde verlor. Die noch nicht beendigte Partie zwischen Rembe und Senfert ist dem Vernehmen nach so gut wie remis, und wir sind daher, indem

für die Redaktion verantwortlich: J. E.: Dr. H. Hoff in Halle.

wir die Richtigkeit dieser Vermuthung voraussetzen, in der Lage, den Schlußstand des Zwanzigsten durch nachstehende tabellarische Uebersicht zu veranschaulichen:

Namen der Theilnehmer	Räthsel										Räthselfolge	Punkte	
	Wachstein	Caro	Heyde	Sülzen	Sülzen	Rembe	Schallupp	v. Schöbe	Senfert	Wachstein			
Wachstein	0	1	0	0	0	1	0	0	0	2	7	VIII-X	50
Caro	1	0	1	1/2	1	1	1	1	1	2	7	VIII-X	50
Heyde	0	0	0	0	1	0	0	1	1	2	7	V	50
Sülzen	1	0	0	0	0	1	0	1	1	5 1/2	3 1/2	II-IV	50
Sülzen	1	1/2	1	1/2	0	1	1/2	0	1	4	5	VI	50
Rembe	0	1	0	0	0	0	0	1	1/2	2 1/2	6 1/2	VII	50
Schallupp	1	1	1	0	1	1	1	1	1	6 1/2	2 1/2	II-IV	50
v. Schöbe	1	1/2	1	1	1	1	1	1	1	7 1/2	1 1/2	I	50
Senfert	1	1/2	0	0	0	0	0	1	0	2	7 1/2	VIII-X	50

Räthsel.

Geograph-Anagramm.

Von J. W. in Halle.

Weit weit von hier und zwar im fernem Süden,
Du heisser Zone bist mein Heimathland;
Von mir hat einu geträumt dem armen Müden,
Der schneehüllt im kalten Norden stand;
Als ich an glüh'ber Felsenwand getrauert,
Da ihn in Eis und Schnee der Frost durchschauert.

Mein Zurees leht: — alsdann auf grünen Matten,
Wo Alpenfluren glühen, küßt der Wind;

Nach mir seht sich, nach meiner Hüte Schatten,
Am fremden Land manch treues Herz zurück;
Von mir hinhob das stille Thal entlang
Laut Herdenläuten, Semerninnenjang.

Versteht mich nun geschäft, so muß ich wehren
Dem jenseu Duntel freis, der alten Nacht;
Drum kann mich auch die Nichtigkeit nie entbehren,
Hat Formen mannigfalt für mich erdacht;
In einer dieser Formen ich erkeime,
Stellt man mich anders um, wie ich es meine.

Charade.

(Zusätzl.)

Von B. in Halle.

Silbe 1 und 2:

Bist Spieler du mit guten deutlichen Karten,
So sind bekannt dir lachsam meine ersten,
Doch nicht du gut thust, nimmer zu erwarten,
Daß sie an Augen und an Wuch die Schwerfen.

Silbe 3 und 4:

Am Garten aber suche meine zweiten,
Pald als ein Käselein wohnend in den Zweigen,
Pald wiederum, in heißen Sommers Zeiten,
Gewohnt, als prunfend Obst sich dir zu zeigen.

Silbe 5:

Wer nun zur letzten mit Erfolg dich leitet!
Als eignes Wort ist lang' sie schon veraltet,
Den möcht'gen Landvuch einmalls sie bedeutet,
Leb' Stamm zu feier Einheit sich gestaltet.

Das Ganze:

Und alle fünfje nennen dir den Namen
Des hochberühmten Dorfs, in dessen Mitte
Noch alle, die zu keinen Spielen kamen,
Sich freuten seiner schönen Vaterhütte.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

- Des Geograph's: Ven — Venä — Venau — Vanna.
- Des Charade's: Käscheit.
- Des Silbenräthsel's: Kanone. Andernach. Demetrius. Cit. Rudolf. Bettelmannland. Ariel. Mecco. Grünberg. (Kadelburg — Goldfische.)
- Des Quadraträthsel's:

b o r s a u m
e n g l a n d
i n s e r a t
a r q u e l l
s t e r b e n
b l i t z e n
s e h e m e n

Des Räthsel-Sprung's:

Selbst an den Rosen zur Malenzeit
Sind spitze Dornen zu sehen!
Mit Unrecht klagst du, lieber Freund,
Nur recht mußt du es vernehen.
Dent's also dir: es geht solche Lust
Durch die Welt in den sonn'gen Tagen,
Daß nun die Dornen welt und breit
Nur duft'ge Rosen tragen.

Etliche Nts.

Des Kreisräthsel's: Saal — Alba — Saal — Alter — Stos.

Rund und Berlag von Otto Gendel in Halle a. S.